

„Friedensschlag“: Auf dem Weg in den Gesellschaftsknast

Von Cosima Lutz

Wer will schon wirklich verstehen, wie zum Beispiel die Münchner S-Bahn-Schläger ticken? Wissen wir doch längst: Brutale junge Männer wie diese stammen oft aus Migrantenfamilien, wurden zuhause meist selbst geschlagen, sind ohne Ziel und ohne Bildung, ohne Ahnung von sich selbst und dem Rest der Welt. Gut, wenn man einander bisher aus dem Weg gehen konnte.

Dieses letztlich gleichgültig machende Gedankengemisch bestätigt der Dokumentarfilm „Friedensschlag – Das Jahr der Entscheidung“ einerseits: Zwölf Monate begleitete der Regisseur Gerardo Milszstein mehrfach straffällige, gewalttätige junge Männer, die sich kleiden, wie man sich das so vorstellt (Kapuzenshirts, Baseballkappen) und die das erwartete Vokabular benutzen („du Hurensohn“). Die aber, wie man schnell merkt, keineswegs dumm sind. Welcher normale BWL-Student etwa gelangte schon mit 17 zu der Erkenntnis: „Ich muss gar nichts, nur sterben“?

Damit wenigstens ein paar von diesen Männern der Gesellschaft nicht verloren gehen, gründeten der Schreiner Rupert Voß und der Familientherapeut Werner Makella vor acht Jahren bei München das Jugendhilfeprojekt „Work and Box“. Statt direkt ins Gefängnis zu müssen, bekommen die Schwierigsten der Schwierigen laut gerichtlichem Beschluss noch eine letzte Chance, sich für den deutschen Arbeitsmarkt fit zu machen.

Im Boxring und in Therapiegesprächen lernen sie Aggressivität zu kanalisieren, bis sie, im besten Fall, ihre Kraft in nachgeholte Abschlüsse und aussichtsreiche Vorstellungsgespräche investieren. „Work and Box“ habe in 80 Prozent der Fälle Erfolg, sagen die Verantwortlichen. Im Film sehen wir, wie einer der Jungs stolz und beschämt zugleich mit seinem verspäteten Abschlusszeugnis in der Hand aus dem Schulgebäude kommt.

Resozialisierungs-Geschichten wie diese, angesiedelt zwischen Dschungelcamp-Trash und Dschungelbuch-Romantik, bedienen ja immer auch einen Voyeurismus,

der älter ist als die Vorkommnisse in der Münchner S-Bahn: Die Gesellschaft schaut nicht weg, sondern schon immer gerne hin bei der Frage: Ist der Wilde zu zivilisieren?

Ein dankbares Thema, aus dem der in Deutschland lebende argentinische Regisseur mit viel Empathie einen berührenden und auf interessante Weise auch etwas fragwürdigen Film gemacht hat. Denn anders als es der nach Castingshow-Pathos schmeckende Untertitel und der nach Gänseblümchen-Sozialkritik klingende Soundtrack der Band „P:lot“ suggerieren, wird hier kein Slum-Musical mit Happy End vorgeführt.

Auch ums Boxen scheint es Milszstein nicht so sehr zu gehen, auch wenn er ein paar brenzlige Ausbrüche mit kleiner Kamera eingefangen hat. Den Schlagabtausch zeigt er vor allem als Artikulationsproblem beider Seiten. Diese Jugendlichen haben nämlich ein feines Näschen dafür, wie Kommunikationstrainer-Sprech manipuliert. Nachvollziehbar daher die Mischung aus Hoffnung und Abwehr, als sie allmählich erkennen, dass just diese neue Manipulation den Weg zur Freiheit bedeutet. Zu einer Freiheit mit geregelterm Achtstundentag. Nicht jeder schafft es am Ende, sich dafür zu begeistern, lernt aber wenigstens seine Wunden besser zu deuten. Auch eine Art, in der Mitte der Gesellschaft anzukommen.